

Im Vordergrund stand dabei wohl das Ziel, aufgrund der Erfassung von Proportionen zusammenfassbarer Gruppierungen körperbauliche Entwicklungstrends in Zeit und Raum nachzuweisen. Dabei wurde auf die heute vielfach eingesetzten, aber auch kritisch diskutierten, multivariaten statistischen Verfahren (z. B. Diskriminanzanalyse) verzichtet, dagegen einige uni- und bivariate Methoden der Wahl benutzt. Sehr sinnvoll und zweckmäßig wurden die zahlreichen bivariaten Analysen im Sinne intraspezifischer Allometrien durchgeführt, weil dadurch zwangsläufig wachstumsbiologische Überlegungen in die Methode der Gruppentrennung einbezogen sind. Schließlich variieren mit Sicherheit zahlreiche wichtige Körperproportionen in Abhängigkeit von der Körpergröße — ein Phänomen, das von populationspezifischen Maßvariationen überlagert werden kann. Besonders hervorzuheben ist hier der Versuch, nicht nur Regressionen zwischen jeweils zwei Knochenmaßen als „Allometrie“ einander gegenüberzustellen, wie dies manche Autoren inkorrekt praktizieren, sondern tatsächlich den Einfluß der Körpergröße auf die Maße bzw. Proportionen in vertretbarer Weise zu berücksichtigen. Dennoch bleibt zu fragen, ob die maßspezifischen Allometrieexponenten tatsächlich für alle unterschiedlichen Maße und Rassen als allgemein gültig angenommen werden dürfen, z. B. bei Chondrodystrophie?

Konsequent hat der Autor auch die univariaten Erhebungen (Prozenthäufigkeitsverteilungen) logarithmisch dargestellt, wodurch deren Vergleich auch bei unterschiedlichen Größenordnungen unmittelbar möglich ist. Man sollte wünschen, daß auch andere Autoren diesem Beispiel folgen. Die graphische Gegenüberstellung der Daten von Schleswig und Haithabu ist teilweise auch dadurch optimal veranschaulicht, daß einheitliche Maßstäbe verwendet wurden. Leider geschah dies aber nicht durchgehend für alle vergleichbaren Graphiken: So wurde in Abb. 7 für das Histogramm der Hirnhöhlenkapazität gegenüber den beiden anderen Abbildungen ein besonderer Maßstab benutzt.

Der Autor hat es insgesamt verstanden, morphologische Beziehungen des Fundgutes von Schleswig mit dem von Haithabu sowie rezenten Vergleichsgruppen überzeugend und mit modernen aussagefähigen Methoden zu erarbeiten. Zu wünschen wäre zusätzlich noch die Angabe einiger statistischer Parameter zur Relevanz von Unterschieden zwischen verschiedenen Verteilungsellipsen. Größe und Körperbau der untersuchten Tierindividuen sind durch das methodische Vorgehen des Autors auch im Hinblick auf genetische Überlegungen im gegebenen Rahmen interpretierbar geworden, jedenfalls weitergehend, als dies lediglich durch die Angabe von Maßen und Proportionen möglich wäre. Die Untersuchung dürfte daher und wohl auch wegen der großen Menge des Fundgutes für den Prähistoriker von ebenso großem Wert wie für den zoologischen Fachmann sein.

Braunschweig

Eberhard May

Georg HAUSER, *Beiträge zur Erforschung hoch- und spätmittelalterlicher Irdenware aus Franken*. — Zeitschrift für Archäologie des Mittelalters, hrsg. v. Walter JANSSEN u. Heiko STEUER, Beiheft 3. Rheinland-Verlag GmbH, Köln, in Kommission bei Dr. Rudolf Habelt GmbH, Bonn 1984. 282 S., 86 Abb. (ab S. 226, Abb. 31, zu eigenem Materialteil zusammengefaßt).

Nachdem U. LOBBEDEY (1968) und H. DANNHEIMER (1968/73) im Rahmen ihrer Arbeiten hoch- und spätmittelalterliche Einzelkomplexe auch aus Franken behandelt haben, liegt nunmehr eine umfassendere Monographie von G. HAUSER aufgrund seiner Dissertation (1978; vgl. S. 32) unter dem Thema „*Beiträge zur Erforschung hoch- und spätmittelalterlicher Irdenware*

aus Franken“ vor. Die Untersuchungen stützen sich auf weit über 150 Fundkomplexe von 121 Orten unterschiedlicher Quellenqualität in den Regierungsbezirken Unterfranken, Mittelfranken und Oberfranken des Freistaates Bayern. Nach einem geographisch-historischen Überblick folgt ein ausführliches Kapitel „Zur Forschungsgeschichte“ (S. 19–32), in dem für das 19. Jahrhundert auch die Niedersachsen Joachim REIMERS und Ludwig HÄNSELMANN ihre gebührende Beachtung finden. Die hieraus erwachsenen methodischen Erörterungen finden ihren Abschluß im Kapitel „Archäologische Quellen“, in dem am Anfang „Gliederungsmöglichkeiten“ sowie „Quellenlage und Quellenkritik“ diskutiert werden. Daß bei dem inhomogenen, nur vereinzelt unter gleichen Bedingungen stratigraphisch abgelagerten Material statistische Methoden kaum anwendbar sind, leuchtet ein. Dagegen erstaunt aus heutiger Sicht, daß der Autor nur in wenigen Sätzen auf die Einteilung der Keramik nach Warengruppen eingeht. Immerhin sind laut Verfasser ausführliche Angaben im ungedruckten Teil des Kataloges seiner Dissertation vorhanden (Hinweis auf S. 32, Anm. 128). Obgleich auch LOBBEDEVY anfängliche Einteilungen nach Warengruppen skeptisch behandeln mußte, so bewährte sich seine Grobgliederung (oxidierend — reduzierend gebrannte Keramik), wenn auch B. SCHOLKMANN, M. SCHULZE und U. GROSS aufgrund inzwischen verbesserter Quellengrundlage Korrekturen und Verfeinerungen z. B. im Verbreitungsbild verschiedener regionaler Keramikgruppen vornehmen konnten. Auch in Nord- und Mitteldeutschland setzte sich das Einteilungsprinzip nach Warengruppen durch, ohne daß Merkmale wie z. B. Gefäß- und Randformen, Verzierungen und Proportionen sowie die Analyse der Gefäßteile vernachlässigt wurden (vgl. die Arbeiten von H.-G. STEPHAN, H. STOLL, H. LÜDTKE, H. RÖTTING, E. RING u. a.).

An Gefäßformen des hohen und späten Mittelalters in Franken unterscheidet HAUSER Standbodentöpfe, Kugeltöpfe, Becher, Krüge, Standbodenkannen, Kugelkannen, Kämpfe, Schalen, Näpfe und Pfannen. Standboden- und Kugeltöpfe nehmen mit 77,6% die Hauptmasse der erkennbaren Gefäßformen ein, Becher folgen mit 9,8%, die übrigen liegen zwischen 0,4 und 3,2%. Ausführlich wird die Verbreitung der Gefäßformen im Arbeitsgebiet beschrieben. Ein wichtiges Ergebnis ist z. B., daß die Verbreitung der Kugeltöpfe keine scharfe Grenze am unterfränkischen Main hat, sondern durchaus nach Südsüdwesten weit nach Württembergisch-Franken streut, während eine klare Grenze nach Osten auffällig ist, die im Norden an die Grenzlinie durch das südliche Thüringen zwischen Kugeltopfgebiet im Norden und Standbodengebiet im Süden anschließt. Von einer Südostflanke des Kugeltopfgebietes zu sprechen, wäre aufgrund der weiten östlichen Verbreitung in „*südliche Ausbuchtung und Streuung*“ umzuformulieren. Nach Sonderabschnitten über Deckel und „*Baukeramik*“ („*Wölbttöpfe*“ und „*Kacheln*“) schließt eine ausführliche Erörterung der „*Gefäßelemente*“ u. a. mit Einteilung der Randformen, Hals- und Schultergestaltung sowie der Bodenformen mit Bodenzeichen an.

Danach (ab S. 75) folgt das entscheidende Kapitel „*Chronologie*“. Verfasser ordnet in Form einer „*äußeren Chronologie*“ alle Fundplätze mit absolut chronologischen Hinweisen (t. p. q., t. a. q. usw.), wobei hier die geringe Zahl von Datierungshinweisen u. a. im 9./10. Jahrhundert, das Fehlen von Münzschatzgefäßen im 14. Jahrhundert und andere Faktoren die Reihung erschweren. Meistenteils sind keine geschlossenen Funde im strengen Sinne vorhanden und viele Fundplätze mit Unsicherheiten belastet (vgl. S. 80, Abb. 22 als Übersicht), wobei das Problem langer Laufzeiten nur eins von vielen ist.

Nach ausführlicher Befundanalyse zwecks Abwägung der „*äußeren Chronologie*“ folgt nun die Einzelanalyse von Gefäßmerkmalen und Formentwicklungen nach Jahrhunderschritten. Dazu einige Beispiele: Für die Mündelkeramik ist eine Entwicklung von der schwachen Fäلتung des Randes zu stärkeren Ausprägungen im 14. und 15. Jahrhundert wahrscheinlich, ähnlich wie auch im benachbarten Mittel- und Nordwestdeutschland (S. 100, 110). Kugeltöpfe und Kugelkannen erleben ab dem späten 12. Jahrhundert im 13. Jahrhundert einen Höhepunkt,

der im 14. Jahrhundert ausklingt. Soweit sichtbar, geht Kugelpfkeramik immer mit Standbodentöpfen einher (S. 102 ff.). Bleiglasur als Innenglasur ist bei Gefäßkeramik ab der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts nachweisbar (S. 110).

Obwohl „die Erstellung einer Keramikchronologie zweifellos (hoffentlich, Rez.) besser gelungen“ ist, „als das nach dem publizierten Forschungsstand vorher zu erwarten war . . .“, betreibt der Verfasser die „Kontrolle“ durch den „Regionalen Vergleich“ (S. 118 ff.). Der Verfasser weist dabei auf „das außerordentlich schwer lösbare Problem der Anfangsdatierung“ der Pingsdorfer Ware hin, wobei er die zweite Hälfte des 9. Jahrhunderts als wahrscheinlich ansieht. Dabei vermißt man in den Anmerkungen 309 und 310 die immer noch wichtigen Darstellungen U. LOBBEDEYS (*Untersuchungen zur mittelalterlichen Keramik vornehmlich aus Südwestdeutschland*, Berlin 1968, 73 ff.) und von W. HÜBENER (*Die Keramik von Haithabu*, Neumünster 1959, 122 ff.), die als Einstieg immer noch nützlich sind. Nach weiteren Vergleichen mit Münzschatzgefäßen und keramikdatierbaren Plätzen findet sich nun der Schluß, „daß die Datierungsmöglichkeiten für das Hochmittelalter noch nicht befriedigend sind“, besser aber wohl bei der spätmittelalterlichen Keramik (S. 127).

Das nun auf S. 127–131 entwickelte, entgegen LOBBEDEYS Prinzip der Wareneinteilung gestellte Ordnungsprinzip gliedert sich in sechs „Zeitabschnitte“ von 50 bis 200 Jahren. Sie werden durch gewisse Gefäßformen und Dekore definiert. Merkmale der Tonbeschaffenheit spielen bis auf die Erwähnung von Bleiglasur auf der Innenfläche von Gefäßen, einem starken Anteil oxidierend gebrannter Keramik in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts und einem „erheblichen“ Teil des 14. Jahrhunderts keine Rolle. Obgleich z. B. W. JANSSEN das Merkmal der Randformen in seiner Arbeit (*Zur Typologie und Chronologie mittelalterlicher Keramik aus Südniedersachsen*, Neumünster 1966) als primär hervorgehoben hatte, behandelte er neben Gefäßformen und Verzierungen auch die Warengruppen als ebenso wichtiges Kriterium. Auch wenn gefordert wird, nur dann Keramik in Warengruppen einzuteilen, wenn komplizierte Untersuchungen durchgeführt werden (S. 32 und 129), so gibt es heute auch einfachere Mittel zur Warengrobgliederung, wie sie z. B. die Arbeitskreise für mittelalterliche und neuzeitliche Keramik in Schleswig, Lübeck, München und Bonn oder wegbereitend U. LOBBEY und H.-G. STEPHAN gezeigt haben. Ein Kapitel über „Technik und Wirtschaft“ (S. 132–146) schließt den darstellenden Teil ab, wobei der Abschnitt „Töpferöfen“ von besonderem Interesse ist. Zu Recht wird hier auf das (bruchlose?) Weiterleben des „stehenden Ofens“ bis weit in das frühe Mittelalter hingewiesen. Erörterungen schriftlicher Quellen zu Töpfen des hohen und späten Mittelalters in Franken sowie der anschließenden Landschaften nebst Bemerkungen zum Handel schließen das Kapitel ab.

Ihren Wert hat die Arbeit als Materialvorlage. Die Datierung der im Katalog vorgelegten Funde muß man im Text suchen, besonders dann, wenn keine historischen Daten mit Hinweisen zu kurzen Laufzeiten angegeben werden. Da auch umgekehrt im Text die Nummern der Materialabbildungen nicht angegeben sind und durch Blättern im Katalog gefunden werden müssen, leidet die Handhabbarkeit des Werkes. Diese Anmerkungen sollen aber in keiner Weise die mühsam sammelnde Arbeit des Autors schmälern. So ist es doch auch die noch 1978/84 nicht hinreichende Quellenlage, die den Verfasser über mannigfache Schwierigkeiten zu seinem Ziel führten. So werden in Zukunft die an der Universität Bamberg entstehenden Arbeiten zur Mittelalterkeramik im „Hauser“ viel Vergleichsmaterial finden und auf ihn aufbauen müssen. Auch für den Vergleich zwischen Franken, dieser zentralen Landschaft des alten Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation, und den Nachbarräumen wird man derzeit nicht am „Hauser“ vorbeikommen.